

# HANDBUCH NEUE SCHWEIZ

Herausgegeben von  
INES – Institut Neue Schweiz

Redaktion  
Mirjam Fischer, Anisha Imhasly, Rohit Jain,  
Manuel Krebs, Tarek Naguib, Shirana Shahbazi

DIAPHANES

**INES**

# ANTIRASSISMUS IN THE MAKING

EIN WERKSTATTGESPRÄCH ZU ALLIANZEN,  
IDENTITÄTSPOLITIK UND INTERSEKTIONALITÄT

## TEIL 1

Rahel El-Maawi, Rohit Jain, Tarek Naguib, Franziska Schutzbach

*Bei der Planung des Handbuches Neue Schweiz entstand früh der Wunsch, laufende Debatten in der jüngeren antirassistischen Bewegung der Deutschschweiz zu dokumentieren, verschiedene Ansätze in Austausch zu bringen und offene strategische Fragen zu diskutieren. Das folgende Gespräch zwischen Rahel El-Maawi, Franziska Schutzbach, Tarek Naguib und Rohit Jain fand am 16. Januar 2020 im Schwobhaus in Bern statt. Es wurde transkribiert, editiert und dann von den Beteiligten gegengelesen. Redaktion: Rohit Jain; Transkription: Selina Felber*

## VERORTUNGEN

TAREK NAGUIB — Ich komme aus dem juristischen Bereich und zwar mit dem Schwerpunkt Antidiskriminierungsrecht. Ich hatte zwischen 2004 bis 2014 in verschiedenen Praxiskontexten gearbeitet. Zum Beispiel bei der Eidgenössischen Kommission gegen Rassismus, dann bei der Fachstelle Égalité Handicap, welche für das Behindertengleichstellungsgesetz lobbyierte. Ich führte in dieser Zeit vor allem Sensibilisierungsveranstaltungen durch und war irgendwann frustriert, weil diese Arbeit eigentlich ein Tropfen auf den heissen Stein war. Es wurde oft über «Vorurteile» gesprochen, doch es war schwierig, über «Macht» zu sprechen. Ich habe dann 2013/2014 einen Kick bekommen, als ein Netzwerk entstand, in dem sich immer mehr Leute an der Schnittstelle von Wissenschaft und Aktivismus engagierten, um eine neue antirassistische Praxis in der Öffentlichkeit auszuprobieren.

Ich überlegte, wie ich als Jurist das Recht als Instrument nutzen könnte, um Handlungsspielräume für emanzipatorische Kämpfe zu unterstützen. Die Idee strategischer Rechtsverfahren (*strategic litigation*) war dazu ein wichtiger Ansatzpunkt. Mit strategischen Klagen meine ich nicht, konkrete Rechtsprechungen zu erwirken oder Lücken in den Gesetzen aufzuzeigen, sondern: das Charisma und die Autorität des Rechts zu nutzen, um Widerstand zu formulieren und Schwarze Menschen, People of Color, Menschen mit Migrationsgeschichte sowie Alliierte zu mobilisieren, sich gegen strukturelle und institutionelle Formen von Rassismus einzusetzen. Meine intensivsten Erfahrungen

dazu habe ich mit der Allianz gegen Racial Profiling gemacht.<sup>1</sup> Ab 2016 nutzten wir das Rechtsverfahren rund um Mohamed Wa Baile, um sichtbar zu machen, dass eine rassistische Polizeihandlung nicht einfach eine Einzeldiskriminierung ist, sondern dass sich in solchen institutionellen rechtsstaatlichen Praxen struktureller Rassismus widerspiegelt.<sup>2</sup> Ziel war es, rund um das Verfahren unterschiedliche Widerstandspraxen auszuloten, sei es in der Forschung, sei es in der Bildung, sei es in kulturpolitischen Formaten wie Tribunalen, Publikationen, Workshops und direkten Interventionen gegen Polizeikontrollen.<sup>3</sup> In Bezug auf unser Gesprächsthema hier: Es fiel uns auf, dass mit Blick auf Racial Profiling Schwarze Männer sehr sichtbar waren, was eine gewisse Legitimation



Tarek Naguib

hatte und hat. Aber es betrifft ganz viele andere Menschen auch, z.B. Frauen of Color in der Sexarbeit (Stichwort «Underprotected/Overpoliced»). Ist das auch Racial Profiling und wenn ja, wie unterscheidet sich die Logik bei der Kontrolle von nicht-weissen Sexarbeiter:innen von der Kontrolle von nicht-weissen Männern im Alltag? Oder wie lassen sich polizeiliche Ausschlusspraxen gegenüber fahrenden Roma, Sinti, Jenischen miteinbeziehen, die beim Zugang zu Stand- und Durchgangsplätzen polizeirechtlich diskriminiert werden? Kurz: Es stand – und steht – die Herausforderung an, die spezifischen Konstellationen von Ausschluss in Bezug auf unterschiedliche Gruppen und Kontexte als Teil eines grösseren Systems sichtbar zu machen. Das ist das Spannungsfeld, in dem wir uns bewegen. Und INES wurde für mich zu einem Ort, wo sich die spezifischen Problemstellungen

- 1 [www.stop-racial-profiling.ch](http://www.stop-racial-profiling.ch) (zuletzt aufgerufen am 12.09.2021).
- 2 Siehe Fanny de Weck, Tarek Naguib, «Vor Gericht die Schweizer Migrationspolitik ändern?», in diesem Band, S. 251–266.
- 3 Mohamed Wa Baile, Serena O. Dankwa, Tarek Naguib, Patricia Purtschert, Sarah Schilliger (Hg.), *Racial Profiling: Struktureller Rassismus und antirassistischer Widerstand*, Bielefeld 2019; <https://www.transcript-verlag.de/978-3-8376-4145-5/racial-profiling/>, und Kollaborative Forschungsgruppe Racial Profiling, *Racial Profiling: Erfahrung – Wirkung – Widerstand*, Berlin 2019; <https://www.rosalux.de/publikation/id/40493/> (beide zuletzt aufgerufen am 12.09.2021).

des identitätspolitischen Empowerments *und* der sowohl vielstimmigen als auch bündnisorientierten Repräsentationspolitik in einem grösseren Rahmen zusammenführen liessen.

FRANZISKA SCHUTZBACH — Es hat mich sehr inspiriert, was du gesagt hast. Vor allem die Schnittstelle von Wissenschaft und Aktivismus. Ich verorte nämlich meine politische Praxis beim Transfer von Wissenschaft zu einer interessierten Öffentlichkeit. Ich würde das politische Bildungsarbeit nennen. In der Schweiz gibt es zu wenig Strukturen für politische Bildung. Wenn ich in Deutschland unterwegs bin, habe ich den Eindruck, dass da mehr investiert wird. Nun gut, meine Arbeit dreht sich darum, Gendertheorie und queer-feministische Ansätze –



Franziska Schutzbach

und diese natürlich intersektional gedacht – an eine interessierte Öffentlichkeit zu vermitteln. Wenn ich jetzt über Ziele sprechen soll, dann würde ich dafür plädieren, dass man Strukturen an der Schnittstelle von Wissenschaft, politischer Bildung und Aktivismus aufbauen sollte. INES ist für mich eine solche Institution, die auch politische Bildungsarbeit betreibt und gleichzeitig Empowerment. Es würde mich sehr interessieren, genau so etwas mit einem feministischen Schwerpunkt zu etablieren. Das ist aber nicht der Auftrag der Universitäten. Die Wissenschaftler:innen können politisch sein, aber *müssen* nicht. Hier müssen Akteur:innen aus anderen Strukturen ins Spiel kommen, die Lust haben auf aktivistische Forschung, die gesellschaftskritische Wissensvermittlung betreiben. Damit muss man sich auch nicht mehr hinter den Dogmen einer Pseudo-Objektivität verstecken, sondern kann sagen: Ja, wir haben einen ideellen Hintergrund, wir haben Ansprüche an emanzipatorische Veränderung der Gesellschaft. Wir wollen gestalten. Das wäre gerade für diejenigen Leute wichtig, die keine klassische Unikarriere machen möchten nach dem Motto: «Entweder man wird Professor:in oder ist nichts». Zurzeit ist es kaum möglich zu forschen, ohne in diesen universitären Strukturen sein zu müssen. Leute, die total wichtige Arbeit an der Schnittstelle von Forschung, Bildung und Aktivismus machen, haben in diesem System kaum einen Wert und steigen früher oder später aus. Diese Krux kennt ihr ja alle

(lacht). Neben dieser politischen Bildungsarbeit war für mich in den letzten zehn Jahren auch der Netzaktivismus wichtig; die sozialen Medien habe ich – neben all den negativen Seiten – auch als Self-Empowerment erlebt. Durch kontinuierliche Äusserungen auf meinem Blog, auf Facebook, auf Twitter, konnte ich eine politische Stimme entwickeln und so in den öffentlichen Diskurs eingreifen. So habe ich zum Beispiel den #Aufschrei lanciert, ein #MeToo in der Schweiz «avant la lettre». Dies war der Moment, als ich die emanzipatorische Kraft der sozialen Medien stark spürte und ganz viele Leute auf diesen Zug aufgesprungen sind, die vorher überhaupt nicht politisch oder aktiv in den sozialen Medien waren.

Schliesslich gehört zu meiner Arbeit die Bildung von kritischem Bewusstsein im Kampf gegen rechts. Zum einen, weil ich selber von Rechten attackiert wurde. Zum anderen, weil ich in der Schweiz und global eine klare Gefahr antidemokratischer Mobilisierung sehe. In der hiesigen Tagespolitik geht man gemeinsam ein Bier trinken, egal ob jemand gerade eine ultrarassistische Position im Nationalrat durchgedrückt hat. Das Konkordanzsystem und die Konsenspolitik – die auch viele Vorteile haben – ermöglichen es rechten und populistischen Akteur:innen immer darauf zu bestehen, eingebunden zu werden. Es gelten in der Schweiz Meinungen als «normal», d.h. als «bürgerlich», die anderswo als rechtsextrem definiert sind. In Deutschland ist die Abgrenzung konservativer Kräfte gegenüber der AfD ebenfalls teilweise schwammig geworden, ist aber verhältnismässig immer noch klar vorhanden. Diese Abgrenzung findet in der Schweiz kaum statt, da die Rechten schon so stark an der Macht sind. Wer sich distanziert, kriegt sofort den Stempel Antidemokrat:in verpasst. Es ist mir wichtig zu analysieren und aufzuzeigen, wie die rechten Taktiken funktionieren. Gleichzeitig will ich nicht in diesem Kampf «gegen rechts» hängen bleiben und so diesen Akteur:innen Potenz und Macht zusprechen. Ich versuche deshalb bewusst, immer wieder darauf umzulenken, worum es eigentlich geht: nämlich darum, die progressiven, marginalisierten Kräfte zu stärken. Denn: Womit die reaktionäre Mitte eigentlich ein Problem hat, ist, wenn die Gesellschaft pluraler, emanzipierter und antirassistischer wird. Deshalb ist es wirklich wichtig, Graswurzelarbeit zu machen und diejenigen Stimmen zu Wort kommen zu lassen, die nicht oft gehört werden. Wie etwa in diesem Buch, wo wir über die Geschichte(n) Schwarzer Frauen in Biel schreiben.<sup>4</sup> Es sind diese Stimmen, die die reaktionären Tendenzen aufweichen und deutlich machen, dass es längst eine andere, eine plurale Schweiz gibt.

4 Fork Burke, Myriam Diarra, Franziska Schutzbach (Hg.), *I Will Be Different Every Time. Schwarze Frauen in Biel*, Biel 2020.

RAHEL EL-MAAWI — Das ist ein guter Übergang zu meiner Arbeit. Ich motiviere Leute, dass sie sich für sich und ihre Anliegen einsetzen – und damit für Gerechtigkeit eintreten. Deshalb bin ich Soziokulturelle Animatorin geworden. Während ich euch zuhörte, realisierte ich, dass sich die Schwerpunkte in meiner emanzipatorischen Arbeit von feministisch zu queerfeministisch, und dann zu antirassistisch erweitert haben. Ich kann diese Veränderungen geradezu in Jahrzehnte einordnen. Mit über vierzig kann man das (*lacht*). Zurzeit sage ich manchmal auch, dass ich Social Justice Trainerin bin. Da vermischt sich sehr stark die berufliche und aktivistische Arbeit. Vielleicht könnte ich auch sagen ich bin Berufsaktivistin: mit 60% Lohn arbeite ich einfach 100%.

Der zweite Aspekt, der ebenfalls immer eine Rolle spielte, ist der Glaube an demokratische Prozesse. So habe ich das erste Jugendparlament im Kanton Zürich mitbegründet, die erste Zürcher Jugendsession organisiert sowie geleitet und war im Vorstand des Dachverbandes Schweizer Jugendparlament. Klar, in der Schweizer Demokratie gibt es Elemente, die man auch kritisch betrachten kann und muss, wie du, Franziska, schon angedeutet hast. Und trotzdem müssen wir gemeinsam einen Weg finden. Und ich will, dass diejenigen Kräfte, welche nicht so geübt sind, sich einzubringen, dies tun können. Damit meine ich nicht die formelle, institutionelle Politik per se. Ich verstehe das Private als das Politische. Meine Arbeit sehe ich darin, Räume und Plattformen zu kreieren, damit Leute gehört werden. Gleichzeitig geht es mir darum, Leute zu motivieren, kritisch nachzudenken und solche Räume zu nutzen und gemeinsam weiterzuentwickeln. Auch als Lehrbeauftragte verrete ich diesbezüglich eine ähnliche Haltung in der Arbeit mit Studierenden.

Diese Arbeit ist für mich ein Gegengewicht in einer Zeit, wo die rechtsextremistischen Tendenzen und der Rechtspopulismus stark sind. Ich spüre einen Widerstand in mir, mich da zu sehr hineinzubegeben und ich bin sehr dankbar, wenn andere dies aufarbeiten und kritisieren. Mir zieht es selbst zu viel Energie ab und es trifft mich zu persönlich. Ich möchte lieber die Arbeit leisten, die Leute stärkt. Gestern Abend habe ich zum Beispiel einen Antirassismus-Workshop geleitet, an dem 20 Leute teilnahmen und wir gemeinsam versuchten, ins Handeln zu kommen. In der Schlussrunde erwähnten alle, dass sie sich nun zutrauen, Rassismus anzusprechen. Wenn Menschen solche wichtige Schritte machen, dürfen sie auf diesem Weg auch Fehler machen. Daran möchte ich appellieren. Es sind diese zu beobachtenden Aspekte, die mir die Hoffnung geben zum Weitermachen.

Gemeinsam mit anderen gründete ich zudem vor gut sieben Jahren Bla\*Sh – Netzwerk Schwarzer Frauen in der Deutschschweiz.<sup>5</sup> An meinem Küchentisch, bei einem Frühstück im Jahr 2013, wurde Bla\*Sh geboren – dieses Informelle ist seit Beginn Teil von Bla\*Sh (*lacht*). Bla\*Sh war und ist im Kern ein Netzwerk, in dem wir uns gegenseitig unterstützen, auch im Umgang mit Erfahrungen mit Alltagsrassismus.

5 Heute: Bla\*SH – afro- und queerfeministisches Netzwerk von Schwarzen trans, inter, nicht-binären und cis Frauen in der Deutschschweiz, [www.histoire.ch](http://www.histoire.ch) (zuletzt aufgerufen am 12.09.2021).

Darüber hinaus haben wir seither auch verschiedene öffentliche Formate entwickelt, um die Stimmen Schwarzer Frauen und non-binärer Personen zu verstärken. So ist die «Mehrstimmige Lesung» entstanden, aber auch die Sammlung «Vor.Bilder.Bücher», damit unsere BIPoC-Kinder sich in Kinderliteratur wiederfinden. Auch organisierten wir verschiedene Gesprächsformate, in denen wir das Engagement Schwarzer Personen in der Schweiz über verschiedene Generationen hinweg sichtbar machten. Es ist ein Zeichen unserer Zeit, dass wir beginnen, eine gemeinsame Praxis zu entwickeln, um uns einzumischen, um uns Gehör zu verschaffen. Wir sind nicht mehr vereinzelt, sondern viele. Bla\*Sh ist in kurzer Zeit sehr gross geworden, und auch selbstständig, mehrstimmig und divers. Es ist keine homogene Gruppe mehr. Wir waren von Anfang an grösstenteils gebildete Frauen. Und wir sprachen



Rahel El-Maawi

von einer bestimmten Schwarzfeministischen Position, auch gegen aussen. Aber die Diversität der Erfahrungen im Netzwerk hat sich verändert. Ich empfinde es als eine Stärke, dass über diese Zusammenschlüsse erneut eine Diversität sichtbar wird. Die damit verbundene Arbeit absorbiert im Moment viel Zeit, aber sie ist sehr wertvoll.

Bei INES wiederum arbeite ich an einem Bildungsprojekt mit.<sup>6</sup> Konkret geht es dort darum, dass wir die Geschichten der jungen Menschen in Bezug auf Vielfalt, Zugehörigkeit oder Rassismus hören und kennen: Was erleben Kinder mit Migrationshintergrund in ihrer Bildungskarriere? Wie geht es den Akteur:innen in den Schulen? Auf welche Schwierigkeiten stossen sie zusammen mit ihren Familien? Ich denke, dass wir einen Teil der politischen Arbeit aufgrund konkreter Geschichten machen müssen. Geschichten sind notwendig, weil sie anschaulich sind, weil sie berühren und etwas transportiert werden kann. Ich glaube, die abstrakten Fragen sind für sehr viele zu weit weg, nicht vorstellbar.

6 [www.ines-schulgeschichten.ch](http://www.ines-schulgeschichten.ch) (zuletzt aufgerufen am 12.09.2021).

ROHIT JAIN — Ich selbst bin von Hause aus Sozialanthropologe mit Fokus auf Fragen von Migration, Globalisierung und Postkolonialismus. Gleichzeitig wollte ich immer mehr bewirken. Ich war immer politisch interessiert, aus der Notwendigkeit heraus, in der Welt und in der Schweiz «heimisch» zu sein. Ich hatte als Kind indischer Eltern in der Schweiz das Gefühl, dass meine Erfahrungen nicht öffentlich abgebildet waren – und daher irgendwie auch nicht existierten. Ich kann mich erinnern, wie ich mit 15 Jahren den Begriff «Zweite Generation» und dann «Secondo» zum ersten Mal hörte. Da dachte ich: Ah, endlich, das trifft es, das bin ich. Dann fand ich an der Uni ein Thema, um mich mit diesem «unmöglichen Subjektstatus» auseinanderzusetzen. Inhaltlich kam ich aber eher durch Zufall dazu. Ich musste ein Thema für meine Lizentiatsarbeit (Masterarbeit) finden und in dieser



Rohit Jain

Zeit fiel mir auf, dass ich ständig auf die Blackfacing-Comedy-Figur Rajiv angesprochen wurde, die der Kleinkünstler Viktor Giacobbo in seiner Late-Night-Show im Schweizer Fernsehen spielte. Mich störte der Rassismus in der Figur. Ich wusste aber nie, wie ich darauf reagieren sollte, wenn jemand im Alltag mich darauf ansprach – meistens durch das Parodieren eines indischen Englischakzents. Entweder ich war Spielverderber oder leugnete mich selbst. Und da dachte ich, ich mache eine Arbeit darüber. Während meiner Dissertation, die ich danach zur transnationalen Repräsentationspolitik schweizerisch-indischer Second@s schrieb, war ich mehrere Jahre in einem jungen Netzwerk, dessen Mitglieder zur postkolonialen Schweiz arbeiteten.<sup>7</sup> Mit der Zeit wurde mir klar, dass es nicht reicht zu forschen, da ich eigentlich nur durch Aktion und Veränderung heimisch werden konnte. Aber dazu benötigte es Kompliz:innen, die sagten: «Ja komm, das machen wir». Konkret war dies zum Beispiel Katharina Morawek, die damals die Shedhalle Zürich leitete. Zusammen mit ihr, Shpresa Jas-

7 Rohit Jain, *Kosmopolitische Pioniere. Subjektivierungsprozesse von «Ander...innen der zweiten Generation» aus der Schweiz zwischen Assimilation, Exotik und globaler Moderne*, Bielefeld 2018.

hari und Geesa Tuch organisierte ich 2015 und 2016 das rassismuskritische Humorfestival *Laugh up! Stand up!* Dies war ein entscheidender Moment: Ich hatte das erste Mal das Gefühl, nicht allein zu sein. Und, ich machte die Erfahrung, vom Analysieren ins Handeln zu kommen. In dieser Zeit sind diese spannenden rassismuskritischen Netzwerke jenseits vom Mainstream entstanden, die auch ihr angesprochen habt. Dann war ich ab 2015 immer mehr in kollektiven Projekten engagiert, in denen ich versuchte, Ethnographie, Kulturproduktion und Aktivismus zu verbinden, so etwa im Salon Bastarde oder im Berner Rassismus-Stammtisch. Im Kern interessierten mich dabei immer Geschichten, Bilder und Wirklichkeiten aus der postmigrantischen und postkolonialen Schweiz, die aus dem öffentlichen Bewusstsein verdrängt wurden. Wie kann man Gegenarchive sichtbar und fruchtbar machen? Wie kann man diese aktivieren, um gesellschaftliche Veränderungen anzustossen?

Die Mitarbeit am Aufbau von INES ab 2017 war dann eine entscheidende Phase, wo sich meine strategischen und persönlichen Perspektiven verschoben. Ich fand es bis dahin interessanter und produktiver an den Rändern, in den Zwischenräumen der Gesellschaft zu arbeiten, um ungehindert neue politische Identitäten, utopische Visionen und anti-rassistischen Praxen zu entwickeln. Ich dachte: Wenn wir zu Medien, zur Politik oder zur Öffentlichkeit sprechen, müssen wir ja zuerst deren Annahmen akzeptieren, und wirken nur reaktiv, statt eigene Positionen und Ansätze zu entwickeln. Für mich war klar, dass die formalen politischen Institutionen in der Schweiz keine genuinen Transformationen befördern können und im allerbesten Fall Ideen aus sozialen Bewegungen ins System integrieren. In den letzten Jahren war ich aber schockiert zu sehen, wie sich profaschistische Tendenzen weltweit ausbreiten. Nicht nur in Europa, sondern auch in den USA, in Indien, in Brasilien, Russland und der Türkei. Können wir es uns noch leisten, an den avantgardistischen Rändern der Gesellschaft rumzutummeln? Müssen wir nicht auch in die Institutionen reingehen, müssen wir nicht in die Mitte, müssen wir nicht dort gegen das Biest kämpfen – und damit meine ich nicht nur die Rechten, sondern primär auch die Mitte, die vom strukturellen Rassismus profitiert, aber die Schuld nur zu oft nach rechts ablenkt. So habe ich mich wieder ein wenig aus den avantgardistischen, hybriden Räumen wegbewegt. Das erlaubt allenfalls, mehr zu bewirken, ist aber wieder mit einer gewissen Heimatlosigkeit verbunden. Vielleicht hat dieser Weg auch mit einer Frage zu tun, die mich zurzeit sehr beschäftigt: Welche Rolle sollen wir einnehmen in einem Generationenwechsel in der Bewegung, in unseren Kollektiven und Institutionen? Wir sind alle über vierzig. Wie können wir Platz machen für eine neue, junge Generation und diese von unseren neuen Positionen aus unterstützen?

ROHIT JAIN — Identitätspolitik ist ein Begriff, welcher in der Schweiz vor fünf Jahren nur in Fachkreisen von Aktivist:innen oder Wissenschaftler:innen präsent war. Jetzt ist er in aller Munde. Was versteht ihr unter Identitätspolitik?

RAHEL EL-MAAWI — Wenn weisse Männer für weisse Männer Rechte erschaffen und absichern. Ganz einfach. Ich habe es jetzt einfach mal umgedreht. Ehrlich gesagt, weiss ich nicht genau, worüber man in diesem Diskurs spricht. Ich frage mich ernsthaft, wer will wem was vorwerfen? Und warum machen Minderheiten angeblich Identitätspolitik und die Dominanzgesellschaft macht keine Identitätspolitik? Ich glaube, wir müssen selber für die Rechte kämpfen, die wir wollen. Die Gleichheit wird uns nicht gegeben. Die ist immer erkämpft worden und dafür muss man sich zusammenschliessen, weil man sonst zu einsam ist. Nur so kann man aufzeigen, dass es um strukturelle Probleme geht, um eine systematische Ungleichheit in der Gesellschaft. Wer das Identitätspolitik nenne möchte, kann das von mir aus machen. Ich nenne es nicht so: Denn ich verstehe meine Arbeit nicht als Identitätspolitik, ich habe viel zu viele unterschiedliche Identitäten, die ich vereine. Ich sehe meine Arbeit als Beitrag zu einer intersektionalen Gerechtigkeitspolitik.

FRANZISKA SCHUTZBACH — Mir fällt auf, dass in der Schweiz der Vorwurf der Identitätspolitik in dem Moment passiert, wo massgeblich Frauen die sozialen Bewegungen prägen. Sowohl in der Klimabewegung als auch in der queerfeministischen Bewegung. In den letzten vier Jahren gibt es eine Sichtbarkeit von sozialen Bewegungen durch weibliche Figuren. Durch «Me Too» natürlich sowieso. Und dann heisst es plötzlich: Das ist jetzt Identitätspolitik. Während die Antiglobalisierungs- oder die Occupy-Bewegung noch sehr männlich dominierte Bewegungen waren. Und so unterschiedlich sind die Kritiken ja auch wieder nicht. Ich habe den Verdacht, dass der Vorwurf der Identitätspolitik zurzeit auch stark frauenfeindlich motiviert ist.

RAHEL EL-MAAWI — Ich unterstütze diese These, aber ich glaube nicht nur feindlich gegen Frauen, sondern auch gegen Queers – gerade, wenn sie of Color sind.

FRANZISKA SCHUTZBACH — Ja, genau.

RAHEL EL-MAAWI — Es ist perfid, wie langsam deswegen die soziale Gerechtigkeit voranschreitet, da so eine klare gesellschaftliche Hierarchisierung entsteht, wer an die Macht darf und wer nicht. Jede Gruppe muss wieder neu für sich kämpfen und wird dadurch in diese Identitätsschublade gesteckt; weil wir als Gesellschaft möglichst einen Status quo aufrechterhalten wollen, welcher gewisse Menschen mit Privilegien und Rechten ausstattet. Und heute sind dies vor allem weisse Männer. Vielleicht teilweise noch weisse bürgerliche Frauen, welche dann auch in diesen Zirkel hineinkommen. Aber auch wenn ich mich für Schwarze Menschen einsetze, gibt es hier auch wieder Hierarchien. Ich erreiche gut ausgebildete Frauen und kämpfe mit ihnen, und es gibt klar einen Klassismus, den wir als Netzwerk durchbrechen möchten,

aber bisher noch ohne grossen Erfolg. Weniger ausgebildete Personen haben viel weniger Ressourcen, ihre Zeit so einzusetzen, wie wir dies im Netzwerk tun.

ROHIT JAIN — Ich finde es wichtig zu betonen, dass Nationalismus, Rassismus, Klassismus oder Sexismus eigentlich *die* Identitätspolitik in Reinkultur darstellen, da sie gewisses Wissen, gewisse Stimmen, gewisse Geschichten und Wirklichkeiten gemäss Race, Gender und Class tendenziell aus der Öffentlichkeit ausschliessen, ja strukturell zensurieren, wie Judith Butler schreibt. Diese Ungleichheiten zu benennen, das marginalisierte Wissen zu mobilisieren und dazu politische Identifikationen zu schaffen, ist ja nur eine logische Form von Politik, die eigentlich sehr nahe beim liberalen Modell der Interessenpolitik liegt. Die aktuelle Debatte um Identitätspolitik wurde von rechts lanciert, um Kritik und Widerstand an diesem Status quo zu disqualifizieren. Wenn jemand in einer Debatte «identitätspolitisch» sagt, dann ist jegliche Form von antirassistischer oder feministischer Kritik sofort diffamiert, weil es spalterisch sei, gar die Dominanzgesellschaft diskriminiere oder Tugendterror sei. Das gleiche kennen wir alle auch, wenn Kritik als «politisch korrekt» lächerlich gemacht wird. Diese grössere ideologische Bewegung ist jetzt auch in der Mitte angekommen – und auch in gewissen Teilen der Linken à la Sahra Wagenknecht, wo die sogenannte soziale Frage gegen Fragen von Gender, Queerness und Race ausgespielt wird, statt die Themen zu verbinden und ihre Strukturen zu diversifizieren. Ich sehe daher Identitätspolitik vor allem als ein umkämpftes Diskursfeld, in dem Kritik am Status quo verunglimpft wird. Aber tatsächlich tauchen auch wichtige Fragen auf, wie etwa diejenige nach Repräsentation und Solidarität: Kann etwa nur eine Person of Color über Rassismus sprechen und sich dagegen einsetzen? Wenn man zu deutlich sagt «Wir als People of Color wollen über unsere Erfahrung sprechen», gibt es auch Leute, welche sagen: «Ich bin sehr mit euch, aber irgendwie fühle ich mich ausgeschlossen. Wie kann ich mich engagieren?»

RAHEL EL-MAAWI — Menschen, die nicht selber betroffen sind, können sich einsetzen, in dem sie zuhören und sich dann als Alliierte einsetzen. Also die eigenen Privilegien hinterfragen und denen zuhören, die diese Privilegien eben nicht haben. Ich muss mich ja auch mit meiner Cis-Identität auseinandersetzen und meine eigenen Privilegien hinterfragen.

FRANZISKA SCHUTZBACH — Ich finde es sehr wichtig, sich Raum zu nehmen, um aus der eigenen Betroffenheit, aus der eigenen Erfahrung heraus Politik zu machen. Aber ich finde auch den Anspruch wesentlich, dass ich mich für Themen einsetze, wenn ich selber nicht direkt betroffen bin. Warum sollte ich dies nicht können? Natürlich fordert dies eine gewisse Sensibilität. Ich falle womöglich auf die Schnauze. Ich erhalte Kritik. Zum Beispiel von Trans Menschen, wenn ich etwas transfeindlich formuliert habe. Aber das heisst ja nicht, dass ich danach beleidigt bin und mich anschliessend nicht weiter engagieren darf oder soll. Es ist notwendig, dass sich weisse Leute öffentlich zu Antirassismus äussern. Das Risiko, dass man etwas falsch macht, besteht natür-

lich. Ich habe einmal ein Interview zu dieser M-Kopf-Debatte gegeben, wo ich haderte und dachte: Ist das jetzt richtig, darüber zu sprechen, warum dieser Begriff schwierig ist? Habe ich dazu genug und legitime Expertise? Ich habe mich mit unterschiedlichen Leuten ausgetauscht. Einige fanden es problematisch und andere sagten, ich soll es unbedingt machen, da ich zwar vielleicht angegriffen werde, aber sicher nicht rassistisch, wie es bei People of Color der Falle wäre. Es braucht kritische Reflexionen darüber, wer wie zu welchen Themen spricht, das ist klar. Doch das Resultat kann sicher keine allgemeine Regel sein, dass nur noch diejenigen sprechen, die zu einem Thema eigene Erfahrungen haben. Das würde wichtige Bündnisse, Allianzen und Bündelung der Kräfte verunmöglichen. Das schliesst wiederum nicht aus, dass es manchmal absolut Sinn macht, dass vor allem die Betroffenen sprechen. Es gibt ja nicht nur Entweder-oder.

TAREK NAGUIB — Das finde ich auch. Ich glaube nichtsdestotrotz, dass eine grosse Verunsicherung vorherrscht, wie man emanzipatorische Praxen in dem umkämpften Diskursfeld der Identitätspolitik umsetzen kann und soll. Einerseits scheint es mir wichtig, dass man spezifische, strukturelle Ausschlusslogiken benennt. Ich meine, es ist ja klar, dass man als Mensch mit einer Mobilitätsbehinderung ganz spezifische Probleme erfährt, etwa den Zugang zum öffentlichen Verkehr, und diese thematisieren muss. Und dass zum Beispiel Menschen, die antiziganistischen Rassismus erfahren wieder andere spezifische Problemstellen und ihre eigene Geschichte haben – wobei auch im «Binnenverhältnis» grosse Unterschiede bestehen: So ist eine sesshafte Romnja anderen Formen des Antiziganismus ausgesetzt wie ein weisser jenuischer Fahrender. Ich glaube hier würde ich den Begriff Identitätspolitik, obwohl ich ihn nicht sehr oft verwende, auch nicht negativ betrachten. Andererseits muss möglich sein, dass unterschiedliche Priorisierungen in den emanzipatorischen Kämpfen stattfinden. Ich habe lange im Bereich der Behindertengleichstellung gearbeitet. Jetzt fokussiere ich mich auf die Allianz gegen Racial Profiling. Das ist ein anderer, spezifischer Kontext. Wir müssen uns aber die Frage stellen: Wie können wir angesichts der unterschiedlichen Zeitlichkeiten, Organisationsformen und Priorisierungen, Raum schaffen für die Solidarisierung untereinander? Wie strukturieren wir – zum Beispiel bei INES – Debatten, in denen unterschiedliche Kämpfe in Austausch kommen? Was hat man für ein gemeinsames Ziel? Schafft man es, das Gemeinsame zu bündeln und gleichzeitig das Spezifische immer wieder zuzulassen? Für mich sind identitätspolitische Strategien wichtig in diesen Kämpfen um mehr Gleichheit. Und gleichzeitig ist damit die Herausforderung verbunden, wie man es schafft, untereinander solidarisch zu sein und voneinander zu lernen.

ROHIT JAIN — Ich bin einverstanden, sehe da aber noch kaum Versuche, die Dinge zusammenzudenken und zusammenzubringen. Ich glaube es gibt noch zu wenige solcher verbindenden und überschneidenden Debatten, Positionen und Räume. Diese müssen wir aktiv schaffen. Das ist das eine, und das andere ist, dass wir selbst beim Sprechen nur allzu oft zu Vereinfachungen tendieren. Ist das so, weil wir zu

wenig Zeit haben, da wir politische Arbeit machen und diese immer sehr dringlich wirkt, oder weil die Medien so funktionieren. Wir sprechen zum Beispiel von antimuslimischem Rassismus, anti-Schwarzem Rassismus, antiziganistischem Rassismus, als wären es klar voneinander trennbare Erfahrungen und Mechanismen, obwohl sie natürlich eng miteinander verschränkt sind: historisch, politisch, theoretisch. Wir müssen aufpassen, dass wir Identitäten, Erfahrungen und Körper dadurch nicht «verobjektivieren». Das wird dann so in der Öffentlichkeit und in der Bewegung aufgenommen, verbreitet. Der afroamerikanische Diskurs zu Race ist in den letzten Jahren sehr stark geworden. Es hat auch hier viel ausgelöst, was gut ist, aber wir müssen Rassismus in der Schweiz und Europa verorten, analysieren und bekämpfen. Im europäischen Kontext spielen Kolonialismus, Migration, Antisemitismus und Antiziganismus auf eine andere Art zusammen als in der ehemaligen Sklavenhaltergesellschaft der USA. Das heisst nicht, dass es hier weniger relevant ist – nur anders. Zudem ist hier der Begriff «Rasse» seit dem Holocaust so stark verpönt, dass ein «Rassismus ohne Rassen» wirksam ist. Man vergisst hierzulande in der Hitze des Gefechtes schnell, dass Race eigentlich ein Konstrukt ist, eine strukturelle Position in der Gesellschaft, die subjektive Erfahrungen und soziale Beziehungen prägt, und nicht eine Essenz der Hautfarbe oder des Körpers. Wenn man in den USA von Race spricht, ist es für die meisten Beteiligten in den aktivistischen, wissenschaftlichen oder medialen Debatten klar, dass es sich um ein tief verankertes politisches Konstrukt handelt, das Lebenschancen existenziell prägt. Hierzulande muss man wirklich auch aufpassen mit zu eindeutigen Zuschreibungen. Im Worst Case könnte dies sonst bedeuten, dass man beginnt, sich selbst oder andere zu essenzialisieren.

RAHEL EL-MAAWI — Ja, das ist ein Problem. Du hast vorhin gesagt, dass wir einen vielschichtigen Diskurs stärken müssen. Einen solchen Diskurs benötigt es auf jeden Fall, damit unser Handeln spezifischer sein kann und wir in der Überschneidung mehr erkennen können. Zudem stelle ich fest, dass die Race-Diskussionen sehr akademisch geprägt sind. Wir akademisch geschulten Leute müssen einen Weg finden, damit die Argumente für alle verständlich werden. Damit es einen Effekt auslöst und wir als Gesellschaft lernen. Wenn ich das sage, habe ich eine jüngere, nicht-akademische Generation vor Augen, die eine solche Vermittlung benötigt, damit sie Lust hat, sich anzuschliessen und diese emanzipatorische Bewegung zu unterstützen.

## ETHIK & MIKROPOLITIK

ROHIT JAIN — Du, Franziska, hast immer wieder thematisiert, dass du eine Politik problematisch findest, wenn sie zu streng und erbarungslos ist. Gerade mit Leuten, welche wenig Erfahrung mit gewissen Themen haben.

FRANZISKA SCHUTZBACH — Die Art und Weise, wie miteinander umgegangen wird, erscheint mir tatsächlich oft problematisch – gerade

im Internet. Das ist übrigens nicht nur ein Problem von rechts. Die Linken können erbarmungslos sein und die Nuancen in den Debatten werden zum Teil nicht mehr wahrgenommen. Es ist nicht das Gleiche, ob jemand eine transfeindliche Position vertritt, weil er tatsächlich gegen Trans Menschen ist oder ob jemand einfach einen Begriff falsch benutzt. Man muss zuerst wissen, dass es nicht «Geschlechtsumwandlung», sondern Geschlechtsangleichung heisst. Das weiss man nur, wenn man sich intensiv damit beschäftigt hat – zudem ändert sich der Diskurs sehr schnell. Im Netz besteht ein aktivistisches Potenzial, Druck aufzubauen und dies ist für meine feministische Politisierungsarbeit wichtig gewesen. Es gibt Shitstorms, die berechtigt sind. Allerdings gibt es immer wieder Formen des *calling out*, die mich abstossen. Wir brauchen eine abstufende Unterscheidung zwischen schwerwiegenden Verfehlungen und kleineren Fehlritten, die ohne böse Absicht erfolgen. Auch die Letzteren sollten dann benannt und problematisiert werden, aber verhältnismässig und ohne Forderungen nach Entlassung oder Rücktritt. In analogen Gesprächen ist es oft so, dass man sich an den Mindeststandard von Anstand hält und die Leute nicht sofort total in die Pfanne haut. Und dieselben Leute, die *in real life* relativ gelassen sind, können dann auf Social Media unerwartet aggressiv werden. Und ich will mich da gar nicht ausschliessen. Ich glaube, wir brauchen hier eine neue Kultur, wir müssen Umgangsformen und auch Fehlertoleranz entwickeln, genau wie wir es in der analogen Welt haben. Ich rede nicht nur von Gesetzen oder juristischem Vorgehen gegen Hate Speech. Wir haben jetzt 15 Jahre lang die neuen Möglichkeiten genutzt, um im Netz zu kommunizieren und zu mobilisieren, es braucht nun aus meiner Sicht auch gewisse «Zivilisierungsprozesse». So, wie wir in der analogen Welt in der Regel auch nicht gleich gewalttätig auf Menschen losgehen, wenn sie Dinge sagen, die uns nicht passen.

TAREK NAGUIB — Da bin ich voll dabei. Hinzu kommt: Ich sehe momentan wenig Spielraum, kontroverse Debatten digital produktiv zu führen, solange es darum geht, schnell zu reagieren und Standpunkte unter auch Unbekannten auszutauschen. Einfache Missverständnisse und auch Übergriffe sind da vorprogrammiert. Darum verwende ich die sozialen Medien momentan vor allem als Einwegkommunikation, wo ich mich mit einem Gedanken äussere, aus anschliessenden Kommentardiskussionen halte ich mich meist raus.

RAHEL EL-MAAWI — Ich schreibe einzelne private Nachrichten. Ich versuche die Leute individuell und auf ihr Fehlverhalten aufmerksam zu machen. Alle haben das Recht, etwas falsch zu machen und sich zu verbessern – ohne öffentliche Ächtung.

FRANZISKA SCHUTZBACH — Genau, du hast ja ganz am Anfang die Fehlerkultur angesprochen, Rahel, die in deinen Antirassismus-Workshops wichtig ist. Gerade wenn die Grundbereitschaft zum Dialog existiert, dann ist die Fehlertoleranz sehr wichtig.

TAREK NAGUIB — Ja, das kommt nicht von allein. Wenn wir politische Bildung betreiben, haben wir eine grosse Verantwortung. Ich versuche einmal ein Beispiel aus dem Kontext der Allianz gegen Racial Profiling zu nennen. Am Anfang war die Allianz gegen Racial Profiling

stark von Mohamed Wa Baile und seinem Fall geprägt. Er hat mehrere Schwarze Männer angefragt, sich auch öffentlich dazu zu äussern. Und dann ist einmal ein weisser, jenuischer Fahrer dazugestossen und hat erzählt, dass er stets Bewilligungen und den Strafregisterauszug zeigen müsse. Es kam zu einem spannenden Moment zwischen Mohamed und ihm und der Frage, ob das jetzt auch Racial Profiling sei. Aus dieser Auseinandersetzung entstand der Impuls: Wir müssen das Thema komplizierter angehen und wir müssen uns solidarisieren. Aber plötzlich wurde dann das Wort «Zigeuner» von jemandem gesagt, in einem Kontext mit einer hohen Sensibilität bezüglich dem N-Wort oder der M-Wort-Debatte.

RAHEL EL-MAAWI — Du meinst das Z-Wort.

TAREK NAGUIB — Das war ja genau der Punkt und der jenuische Fahrer hat interveniert. Ich bringe diese kleine Anekdote, weil sie beschreibt, wie ein Raum entstanden ist, wo Solidarisierung via Sprachkultur stattgefunden hat. Dort ist die Frage: Wie schaffen wir es, diese Solidarisierung strategisch zu organisieren?

ROHIT JAIN — Bei der Frage, von wo und wem der Impuls für solche Gespräche und Veränderungen kommt, sehe ich eine seltsame Ambivalenz. Zum einen möchten wir People of Color eigene Stimmen entwickeln und unsere Themen selbst repräsentieren. Gleichzeitig verstehe ich, wenn man nicht ständig Alliierten, den Medien oder Institutionen erklären will, was sie tun sollen: *Do your homework!* Wenn aber wiederum jemand die «Hausaufgaben nicht richtig» gemacht hat, sind es trotzdem oft wieder People of Color oder ganz verbissene Weisse, die sagen: Hey, du hast die Hausaufgaben nicht gemacht. Schlussendlich halten wir uns dadurch alle selbst in der Schublade «Race» gefangen. Für mich persönlich ist die Frage: Wie kommt man da raus und kann gleichzeitig neue antirassistische Öffentlichkeiten schaffen? Es ist mir daher ein persönliches Anliegen, weisse Alliierte und Freund:innen zu finden, in welche ich Vertrauen habe und sagen kann: Wir haben gemeinsame Kämpfe. Und da gehört es für alle Beteiligten – natürlich auch für mich – dazu, Differenzen anzuerkennen, eigene Privilegien in Frage zu stellen und Beziehungen neu zu gestalten.

RAHEL EL-MAAWI — Ich würde sagen, es gibt unterschiedliche biografische Momente. Und es gibt Menschen, die Kapazitäten und Privilegien haben, wie zum Beispiel ich, eine solche Arbeit zu machen und Leute zu sensibilisieren. Andere stehen biografisch an einem anderen Punkt und können und wollen diese Arbeit nicht machen. Es ist dabei wichtig, dass wir zusammenkommen und Räume kreieren, wo man offen spricht. Wo auch Fehler gemacht werden dürfen und die Bereitschaft besteht, daraus zu lernen. Ich werde auch in gewissen Fragen korrigiert und das ist auch richtig so. Nur so steigere ich meine Sensibilität. Wir müssen lernen, einen Umgang mit Kritik zu finden. Das ist soziales Lernen. Voraussetzung dafür ist einerseits ein Verständnis, dass wir alle rassistisch sozialisiert wurden und dies jetzt verlernen müssen. Und andererseits müssen wir anerkennen, dass es sich viele zu wohnlich eingerichtet und die Arbeit den Betroffenen überlassen haben – und dabei nicht erkennen, dass sie es sind, die etwas verändern

könnten. Was ich selbst am Lernen bin, ist, immer zu intervenieren. Vorbild ist mir Sara Ahmeds Figur «the feminist killjoy».<sup>8</sup> Dabei gibt es Kontexte, bei denen ich nachsichtiger bin, und es gibt Kontexte, da bin ich nicht so nachsichtig. Ich bin kritisch, wo sich Leute auf die Fahne schreiben: Ich bin links und kämpfe für Social Justice, sich aber nicht überlegen, wie Sprache ausschliesst, welche Privilegien sie haben und wer wie viel Teilhaberrechte hat. Die Bereitschaft, weiter darüber zu reflektieren, möchte ich spüren. Jede Person ist in der Mitverantwortung, Diskriminierung abzubauen.

ROHIT JAIN – Die Frage der Verletzlichkeit, die du anschneidest, scheint mir generell eine wichtige Ressource in diesem transformativen Prozess. Humor ist da ein gutes Beispiel, weil es sehr persönlich ist. Oft passiert es ja, dass jemand oder eine Organisation wegen eines rassistischen oder sexistischen Witzes kritisiert wird und dann darauf beharrt, diesen verteidigt und schliesslich wiederholt – sei dies im Alltag, an der Fasnacht oder in der Comedy. Die Akteur:innen des Schweizer Fernsehens waren im Umgang mit Blackfacing rund um den Skandal um Oprah Winfrey ein Paradebeispiel dafür. Dabei könnte ein selbstkritischer Umgang gerade erlauben, sich in Bewegung zu setzen, etwas zu lernen – und im besten Fall neue Humorformen zu entwickeln. Die Fähigkeit, Fehler zuzugeben und sich dadurch verletzlich zu zeigen, würde erlauben, die historisch gewachsenen Identitätsmuster und Machtverhältnisse zu hinterfragen und sich zu verändern. Das muss in der Dominanzgesellschaft klar werden: Es geht nicht primär um Unterstützung von Marginalisierten, sondern um eine Transformation, die *alle* verändert und allen etwas bringt. Auch ich als Aktivist of Color muss in diesem Prozess eine gewisse Verletzlichkeit zeigen, statt alles im Griff zu haben. Manchmal habe ich das Problem, dass ich eigentlich lieber Fragen stellen oder Ambivalenzen diskutieren möchte, aber die Leute möchten oft wissen, wie es ist oder was man tun sollte. Dadurch entsteht erstens ein neues Hierarchieverhältnis und zweitens werden die Probleme vereinfacht. Ich glaube, das passiert, wenn Rassismus als moralisches, individuelles Fehlverhalten verstanden wird, für dessen Lösung es eine Handlungsanleitung gibt. Stattdessen besteht das politische Projekt des Antirassismus wohl eher darin, sich als Teil rassifizierter Beziehungen, Diskurse und Strukturen zu reflektieren, um diese kollektiv zu verändern. Es braucht die Bereitschaft, Widersprüche auszuhalten, statt klare Antworten zu suchen.

*Die Fortsetzung dieses Werkstattgesprächs findet sich auf den Seiten 303–313.*



## ANTIRASSISMUS IN THE MAKING

EIN WERKSTATTGESPRÄCH ZU ALLIANZEN,  
IDENTITÄTSPOLITIK UND INTERSEKTIONALITÄT

### TEIL 2

Rahel El-Maawi, Rohit Jain, Tarek Naguib, Franziska Schutzbach<sup>1</sup>

#### ALLIANZEN UND SOLIDARITÄT 1: INTERSEKTIONALITÄT

FRANZISKA SCHUTZBACH — Bei Solidarität geht es aus meiner Sicht darum, für unterschiedliche Schwerpunkte und für unterschiedliche Erfahrungen temporär dieselben politischen Ziele zu formulieren. Mir kommt da Judith Butler in den Sinn, obwohl sie natürlich nicht die Erste war, die darüber nachdachte. Sie sah, dass es keine Kategorie «Frauen» gibt. Eigentlich können wir uns gar nicht als «Frauen» versammeln. Ihre Lösung war, um in politischen Anliegen trotzdem noch Gemeinsamkeiten zu finden, dass man temporäre Bündnispolitik macht. Der Frauenstreik 2019 ist für mich ein Beispiel dafür. Jetzt fokussieren wir an einem Tag auf einige spezifische Ziele. Das heisst nicht, dass «Frauen» alle dasselbe wollten oder wollen. Aber für eine gewisse Zeit, ein gewisses Ereignis oder gewisse Forderungen schliessen wir uns temporär unter einem Label zusammen – das natürlich ungenügend ist. Es ist immer eine Gratwanderung.

TAREK NAGUIB — Vor allem ist dies schwierig, weil es mit Aufmerksamkeit zu tun hat. Also der Frage, wer ist wie präsent in der Debatte? Am Frauenstreik in Genf beispielsweise sind einzelne Gruppen wie Les Foulards Violets explizit für die Sichtbarkeit von muslimischen Frauen eingetreten, welche ein Kopftuch tragen. Das fand ich wichtig. Aber diese Sichtbarkeit musste aktiv geschaffen werden. Ich finde es problematisch, wenn man nur sagt: Wir dürfen uns nicht spalten lassen, wir dürfen nicht identitätspolitisch denken. Stattdessen geht es darum, aktiv zu fragen: Wie schafft man es, den komplexen Intersektionalitäten und Verschiedenheiten ihren Stellenwert in der Debatte tatsächlich zu geben? Manchmal geht es dabei um ganz banale Dinge wie gegenseitige Credits oder Einladungen zu Anlässen. Ich habe schon oft gehört: Es geht zu viel um «Racial Profiling» in dieser Debatte, es gibt auch noch andere Themen. Das ist legitim und wichtig.



<sup>1</sup> Dieses Gespräch fand am 16. Januar 2020 im Schwobhaus in Bern statt. Der erste Teil dieses Gesprächs findet sich auf den Seiten 76–90 in diesem Band.

RAHEL EL-MAAWI — Es gibt doch den Spruch: *Social justice is not a pie* (soziale Gerechtigkeit ist keine Torte). Soziale Gerechtigkeit muss man nicht teilen, es können alle teilnehmen. Doch ist oft zu sehen, dass jede Gruppe für ihren «Teil» kämpft. Warum lassen wir uns auf eine Diskussion ein, wo es um ein «oder» geht und nicht um eine «Mehrstimmigkeit»? Warum lassen wir zu, dass diejenigen, die am nächsten beim Machtzentrum sind, Teilhabe erhalten, während andere marginalisierte Positionen weiterhin ausgeschlossen bleiben? Wir müssen doch im Bündnis kämpfen. Es geht immer um dasselbe Anliegen: Teilhabe und soziale Gerechtigkeit. Diese Arbeit ist fragil und deshalb benötigt sie auch so viel Energie. Deshalb müssen wir letztendlich auch schauen, dass es uns persönlich gut geht. Uns gegenseitig unterstützen und nicht runterziehen.

ROHIT JAIN — Grundsätzlich gehe ich mit dir einig. Aber in Politik und Medien wird schon in Kategorien gedacht. Frauenbewegung, Klimastreik, Migration, Rassismus. Das steckt die Spielregeln ab, die – insbesondere im kurzfristigen Denken – zu einer Konkurrenz um Ressourcen und Aufmerksamkeit führen können. Tarek, du hast doch untersucht, wie die unterschiedlichen juristischen Antidiskriminierungskämpfe in Bezug auf Gender, Frauenbewegungen, Behinderungen, Migration, Antirassismus zusammenkommen – oder eben nicht. In der Schweiz gibt es ja kein allgemeines Diskriminierungsgesetz und historisch sind die Bereiche im Recht, in der Verwaltung, in der Forschung, aber auch in der Zivilgesellschaft, also in den NGOs, relativ getrennt voneinander. Da ist es natürlich eine besonders schwierige Herausforderung, unterschiedliche Kämpfe zusammenzuführen.

TAREK NAGUIB — Ja, ich habe das Gefühl, dass bereits die gesellschaftliche Politik zu dieser Fragmentierung beiträgt. Es gibt das Beispiel vom Schweizerischen Kompetenzzentrum für Menschenrechte, das 2016 eine grosse Studie zum Diskriminierungsschutz gemacht hat und in der auch eine Antidiskriminierungsgesetzgebung gefordert wurde.<sup>2</sup> Diese Forderung war eine politische Illusion. So viel wurde nachher «verzettelt» und die verschiedenen Organisationen etwa im Bereich der Geschlechtergleichstellung, der Gleichstellung von Menschen mit Behinderung, der Bekämpfung von Altersdiskriminierung und der Antirassismus-Organisationen lobbyierten wieder für ihre spezifischen Belange. Das macht alles durchaus Sinn, da die Interessen unterschiedlich sind. Aber der richtungsweisende Versuch, eine gemeinsame Volksinitiative gegen Diskriminierung zu lancieren, ist an den Partikularinteressen gescheitert – vor allem an der Befürchtung, wegen begrenzten materiellen und symbolischen Ressourcen nicht genug Aufmerksamkeit zu generieren und dadurch die Abstimmung zu verlieren. Die grösste Herausforderung wird sein: Wie schaffen wir es, diesen unterschiedlichen Kämpfen – den feministischen, queeren, ökologi-

<sup>2</sup> Schweizerisches Kompetenzzentrum für Menschenrechte (SKMR), *Zugang zur Justiz in Diskriminierungsfällen. Grundlagen zum Diskriminierungsschutz in der Schweiz*, Bern 2016; <https://www.skmr.ch/de/themenbereiche/geschlechterpolitik/publikationen/diskriminierungsstudie.html> (zuletzt aufgerufen am 12.09.2021).

schen, antirassistischen –, welche sich jetzt in den letzten Jahren vielleicht noch einmal zugespitzt haben, einen gemeinsamen Rahmen zu geben. Einen strategischen Safe Space, wo man gemeinsam Ziele formuliert, wo wir gemeinsam wachsen und auch mächtiger werden. Es ist nämlich möglich, Spezifitäten sichtbar zu machen und gleichzeitig politische Grundgemeinsamkeiten zu haben.

RAHEL EL-MAAWI — Ja, es ist schwierig, aber sehr wichtig. Ich möchte noch einmal exemplarisch auf den Frauenstreik bzw. den feministischen Streik von 2019 zurückkommen. Viele Manifeste, die ich kenne, sind auf einer sehr klassischen, weiss-feministischen Ebene geblieben. Frauen mit Behinderungen sind nicht mitgedacht worden, Frauen of Color sind nicht mitgedacht worden, non-binäre und Trans Menschen sind nicht mitgedacht worden – ausser diese haben sich selbst eingebracht. Das heisst, die Verbündung hat nicht stattgefunden bzw. die Anliegen waren nicht bekannt oder wurden vergessen. Das zeigt auf, dass die eigene Perspektive und Betroffenheit im Zentrum standen. Der Blick fürs Ganze fehlte. Ich glaube, das ist es, was geschult werden muss. Wir benötigen politische Bildung, damit wir lernen, dass wir als gesamte Gesellschaft verantwortlich sind. Dafür benötigen wir Geschichten und Begegnungen, durch die wir andere Realitäten kennenlernen können. Ich erwarte, dass wir alle strategisch breiter denken müssen, als nur gerade in dem Kontext, in dem wir direkt betroffen sind. Ich las vor kurzem in einem Buch über Schwarzen Feminismus, wie bürgerliche, weisse Frauen sagten: Wir wollen auch Schwarze Frauen, wir wollen auch lesbische Frauen bei uns in der feministischen Bewegung. Nur, wem gehört die feministische Bewegung? Wer darf wen dazu einladen? Es gibt halt Momente, in denen sich unterschiedliche Bewegungen, die feministische Arbeit machen, überkreuzen und verbünden, und andere Momente, wo parallel und ohne Überschneidungen gearbeitet wird. Das ist doch gut so. Diejenigen, die wollen, können sich austauschen, und diejenigen, die diese die Kapazität nicht haben, lassen es bleiben. Mein Anliegen ist es, dass ich in diesem Austausch bleibe und dass ich mein Wissen weitergeben und gleichzeitig auch weiter lernen kann.

## ALLIANZEN UND SOLIDARITÄT 2: RASSISMEN

ROHIT JAIN — Die Frage der Allianzen stellt uns vor die Herausforderung der Intersektionalität sowie ebenfalls vor die Frage unterschiedlicher Rassismuserfahrungen. In Deutschland gab es zeitweise so etwas wie eine Spaltung zwischen sogenannten postmigrantischen und postkolonialen Debatten, Ansätzen, Strategien in der breiteren antirassistischen Bewegung. Da haben Alliierte, Freund:innen und Organisationen sich voneinander abgegrenzt. Der Knackpunkt war: Wie lassen sich der Rassismus im Nachgang des Gastarbeiterregimes der 1960er- und 1970er-Jahren, der vor allem südeuropäische und türkische Bevölkerungsgruppen betraf, mit einem kolonialen oder anti-

Schwarzen Rassismus vergleichen? Und wie lassen sich die jeweiligen antirassistischen Kämpfe verbinden oder eben nicht?

TAREK NAGUIB — Diese Frage interessiert mich sehr. Wie seht ihr die Situation momentan in der Schweiz? In den feministischen, queerfeministischen und den Behindertengleichstellungsbewegungen kam es zum Teil auch zu Spaltungen und Abgrenzungsdynamiken. Innerhalb der Organisationen von Menschen mit Behinderungen dauerte es deswegen Jahrzehnte bis eine gemeinsame Lobbyorganisation entstehen konnte. Sozusagen die Zürcher Rollstuhlfahrer:innen gegen die Menschen mit psychischer Behinderung, die fanden, dass sie nicht genug politische Aufmerksamkeit kriegen.

FRANZISKA SCHUTZBACH — Ich finde das Wort «Spaltung» schwierig. Ich würde lieber von Konfliktlagern sprechen. Diese gibt es, ich beobachte sie auch. Dass Konfliktlager zu Tage treten, finde richtig und gut, aber es ist eben auch anstrengend. Wenn heute mehr Leute «am Tisch sitzen», kommen im Vergleich zu früher plötzlich viele unterschiedliche Menschen zusammen und das kann zu Konfliktlagern führen. Ich wäre vorsichtig mit dem Begriff «Spaltung», da er etwas vorwegnimmt. Wenn man sich streitet, ist es ja per se noch keine Spaltung. Das ist einfach ein Konflikt.

RAHEL EL-MAAWI — Ich sehe das sehr ähnlich und ich finde Streit konstruktiv. Wir müssen einander aber auch zuhören und voneinander lernen. Du hast es erwähnt, Tarek. Die Gruppen haben ihre spezifischen Anliegen, welche nun mal anders gelagert sind. Es ist für mich gut nachvollziehbar, dass mit dem Rollstuhl unterwegs zu sein oder eine psychische Behinderung zu haben, unterschiedliche Anliegen kreieren. Ich glaube gleichzeitig, dass es Leute braucht, welche einen Dialog miteinander führen, dranbleiben und miteinander lernen wollen und sagen: Das übergeordnete Thema ist «Die Ausgrenzung». Können wir uns unter diesem Dach wiederfinden? Ich glaube es braucht immer solche Akteur:innen, die auf dieses Ziel hinarbeiten, dass man sich gegenseitig hört und voneinander lernt. Trotzdem benötigt es eigene Räume und Gefässe, da diese Sicherheit geben für die Artikulation der Hauptanliegen. Ich benötige einen Raum wie Bla\*Sh, welcher für Menschen *of African descent* ist. Genau darum, weil wir mit ganz anderen, spezifischen Stereotypen konfrontiert werden. Sogar ich als helle Schwarze Frau. Wöchentlich. Trotzdem setze ich mich in meiner Arbeit nicht nur gegen anti-Schwarzen Rassismus ein. Ich engagiere mich für eine rassismuskritische Gesellschaft, welche allen dienen sollte. Wenn mir Leute erzählen, dass sie als Second@s oder innereuropäische Migrant:innen in der Schweiz rassistische Erfahrungen gemacht hätten, frage ich: Ja, und wie hat sich das verändert? So kommen wir in einen Dialog, und es kann sein, dass wir miteinander hadern. Manchmal kann ich etwas nachvollziehen und manchmal überhaupt nicht. Ich kann es aber auch stehen lassen. Es ist nicht an mir, zu sagen, wie sich mein Gegenüber zu positionieren hat. Wenn für die gleiche Befreiung gekämpft wird – für alle und nicht nur für wenige –, finde ich es gut. Vielleicht hilft es gar der Sache, weil einige Leute lieber einer Italienerin zuhören, wenn sie Diskriminierung einklagt

– was für manche harmloser erscheinen mag – als einer Person aus einem afrikanischen Land.

TAREK NAGUIB — Erstere würde dann vielleicht sagen, dass es bei ihr aber nicht so harmlos war.

FRANZISKA SCHUTZBACH — Ich finde es spannend, wenn in unserem Buchprojekt über Schwarze Frauengeschichten in Biel diskutiert wird. Viele Frauen aus afrikanischen Ländern haben sich so lange nicht als Schwarz wahrgenommen, bis sie dann nach Europa kamen und Schwarz «gemacht» wurden. Sie können mit dieser Kategorie eigentlich gar nichts anfangen, aber trotzdem wollten sie im Buch *I Will Be Different Every Time*<sup>3</sup> dabei sein. Es ist ambivalent. Ein solches Projekt verstärkt wiederum das Schwarzsein, es ist aber gleichwohl wichtig, weil die Diskriminierung ja passiert.

TAREK NAGUIB — Wie bei einer Person aus einem arabisch-islamischen Raum, die sagt: Ich war bis vor 20 Jahren Jemenitin und jetzt bin ich Muslimin. Sie sagt: Wir müssen es thematisieren, wir müssen uns dazu verhalten. Es gibt einen spezifischen anti-muslimischen Rassismus.

FRANZISKA SCHUTZBACH — Dies zeigt auch, wie Diskriminierung sich durch Zeit und Raum verschiebt. Auch die Diskriminierung gegen Italiener:innen hat sich im Zeitraum von 1970 bis 2020 verändert. Gab es damals überhaupt eine Bewegung?

ROHIT JAIN — Ja klar, aber es ist wenig dazu bekannt. Zunächst hatte sich eine Gastarbeiterbewegung gegen die Schwarzenbach-Initiative und das Saisonierstatut formiert, die von den kommunistischen und anarchistischen Gewerkschaften und der Colonie Libere angetrieben wurde. Das war eine unvorstellbare Schmach für die antikommunistische Schweiz, in der es zudem bis in die 1980er-Jahre verboten war, dass sich Ausländer:innen zu politischen Fragen öffentlich äussern. Daraus ist dann die solidarische Mitenand-Bewegung entstanden, die bis zur Ablehnung der Mitenand-Initiative 1981 sehr aktiv war. Daraus ist wiederum die Flüchtlings- und Sans-Papiers-Bewegung entstanden, die bis heute aktiv ist. Sowohl die Gewalt von damals, aber eben auch der Widerstand und die Solidarität von damals wurden aus dem öffentlichen Gedächtnis verdrängt. Dabei liesse sich dies als Civil Rights Movement bezeichnen, als erste migrantische soziale Bewegung der Schweiz<sup>4</sup>. Dieses Vergessen früherer Rassismen und früheren Widerstands macht es schwierig, eine breitere Bewegung zu lancieren, da jede Generation das Gefühl hat, als erste gegen Rassismus in der Schweiz anzukämpfen.

3 Fork Burke, Myriam Diarra, Franziska Schutzbach (Hg.), *I Will Be Different Every Time. Schwarze Frauen in Biel*, Biel 2020.

4 Siehe Kijan Espahangizi, «Ein Civil Rights Movement in der Schweiz? Das vergessene Erbe der Mitenand-Bewegung (1974–1990)», in diesem Band, S. 51–63.

ROHIT JAIN — In dem Sinne frage ich mich, ob es nach dem Frauenstreik 2019 denkbar wäre, einen Migrantinnen:streik zu organisieren. Was können wir lernen von der feministischen Bewegung? Erste Ideen dazu wurden schon vor sechs Jahren diskutiert. Aber könnte man auch fragen: Wie war es möglich, einen Frauenstreik zu organisieren, während die Idee vor sechs Jahren, einen Migrant:innenstreik zu organisieren, bereits im Keim erstickt wurde?

FRANZISKA SCHUTZBACH — Die Masse der Leute macht schon einen Unterschied.

ROHIT JAIN — Ja, aber Menschen mit Migrationshintergrund, also Personen mit mindestens einem im Ausland geborenen Elternteil, machen in der Schweiz bald 40% der Bevölkerung aus. Ich glaube eher, dass die politische Identität als gleichberechtigte Frau durch den langen feministischen Kampf bereits besser etabliert und anerkannt ist, während eine politische Identität als Migrant:in oder Person of Color noch wenig etabliert ist – auch wenn einige migrantische und antirassistische Bewegungen in der Schweiz sich immer wieder behaupten konnten. Viele Menschen mit Migrationshintergrund oder of Color akzeptieren den Schweizer Assimilationsdeal: Ich kann zwar nicht politisch mitreden, aber dafür verdiene ich besser und habe eine grössere Sicherheit als etwa die Verwandten im Herkunftsland oder in anderen Ländern Europas. Viele spielen im Märchen der guten Schweiz mit. Sie haben oftmals durchaus Erfahrung mit strukturellem und alltäglichem Rassismus. Aber diese Erfahrung in irgendeiner Form öffentlich zu machen und dagegen zu kämpfen, ist noch einmal eine ganz andere Auseinandersetzung.

TAREK NAGUIB — Vielleicht gibt es gewisse strukturelle Problemstellen, mit denen sich eine kritische Masse einfacher finden liesse? Der Frauenstreik war so vielfältig. Aber gewisse Themen haben besonders breit mobilisiert: Die altbekannten wichtigen Aspekte der Lohndiskriminierung und der Gewalt an Frauen. Hier konnten sich doch viele identifizieren resp. solidarisieren? Was könnten wir in einem Migrant:innenstreik als strukturell relevante Themen einfordern? Was ist die Gemeinsamkeit? Was verbindet einen italienischen Secondo mit einer Schwarzen Frau mit einem superprekären Aufenthaltsstatus? Was ist der gemeinsame politische Nenner?

RAHEL EL-MAAWI — INES ist vor allem eine Organisation aus Second@s und Terzer@s. Die Erstmigration ist sehr komplex und da geht es um viele andere Fragen. Erst die zweite Generation vielleicht und die dritte Generation haben den Anspruch: Ich gehöre hierher. Es gibt keinen anderen Kontext. Und ab diesem Punkt können die Kämpfe ins Rollen kommen. Zudem spielt die aktuelle Zunahme der Migration, oder eher eine verhandelte Migration, die früher noch mehr verheimlicht wurde, eine grosse Rolle. Solche Initiativen wie die eines Migrant:innenstreiks wird es wohl immer wieder brauchen. Und es scheint ein wichtiger Baustein für eine Bewegung zu sein. Es gibt zurzeit keinen Dachverband von Menschen mit Migrationserfahrung – aber es

gibt INES. Gemeinsam können politische Forderungen gestellt werden. Die Vision ist, dass Menschen mit unterschiedlichen Hintergründen als nur dem schweizerischen, in fünfzig – oder lieber schon in zwanzig – Jahren selbstverständlicher zu einer Schweiz gehören als heute.

FRANZISKA SCHUTZBACH — Es ist vermutlich schwieriger, in Bezug auf Migrationspolitik und Antirassismus Gemeinsamkeiten zu finden. Vielleicht ist dies aber auch der Traum von der grossen Revolution und von grossen Bewegungen. Waren dies wirklich nachahmungswürdige Revolutionen? Wenn wir an solchen Umsturzfantasien festhalten, habe ich manchmal das Gefühl, dass wir hier noch einen Gender-Gap haben: Nämlich, dass Männer eher dazu tendieren, grosse revolutionäre Phantasmen zu haben. Deswegen wären Spaltungen immer schlecht, da wir alle zu etwas ganz Grosseem gehören müssen. Die Erfahrung von Frauen ist es oft, dass die Kraft aus einer mikropolitischen Ebene herrührt. Weil Frauen auch oft marginalisiert wurden, gerade in Bewegungen oder in Institutionen, waren die alltagspolitischen Erfolge sehr wichtig. Bereits aus einer gewalttätigen Beziehung herauszugehen ist feministische Politik. Auch das kann als revolutionär betrachtet werden. Es ist nicht erst dann Revolution, wenn 100.000 Leute auf den Barrikaden stehen. Ich fand den feministischen Streik diesbezüglich wunderbar. Für mich ist der 14. Juni nicht das A und O von einer feministischen, intersektionalen Gerechtigkeitsbewegung, aber ein sehr gutes Beispiel einer dezentralen Art von politischem Agieren.

TAREK NAGUIB — Ich frage mich, ob es die politischen und organisatorischen Kulminationsmomente nicht trotzdem benötigt für das, was dann in den kleinen Kapillaren weiter geschieht.

RAHEL EL-MAAWI — Ist der gemeinsame Nenner nicht das politische Mitbestimmungsrecht, von dem zurzeit schon rein formal 25 Prozent der Schweizer Bevölkerung ausgeschlossen sind, weil sie einen ausländischen Pass haben? Da, wo mein Lebensmittelpunkt ist – wie auch jener meiner Kinder –, da will ich nicht nur Steuern bezahlen, sondern auch Rechte haben und somit politisch mitbestimmen, wie dieses Land auszuschauen hat. Und damit verbunden brauche ich auch einen sicheren Aufenthalt, der im Notfall einen unbedenklichen Gang zur Sozialhilfe und anderen Sozialwerken ermöglicht, ohne damit den Aufenthaltsstatus in Frage zu stellen. Ich will ein Recht auf Existenz, ohne bedroht zu sein, dass die Kinder in der Schule aufgrund ihrer vermeintlich nicht-schweizerischen Identität schlechter benotet werden. Und die Verwirklichung im Job soll nicht an den Migrationsstatus geknüpft sein. Vielleicht müssen wir hier auch noch mehr Bildungsarbeit leisten, um diese Verknüpfungen zu organisieren und visualisieren, damit diese von vielen verstanden werden, die sich dann in einen solchen Streik einreihen können.

*Nur einige Monate nach diesem Gespräch erreichte #BlackLivesMatter (BLM) die Schweiz. Dies veränderte, wie Rassismus in der Schweiz thematisiert wird. Gleichzeitig warf es ein anderes Licht auf das damalige Gespräch. Um dieser Dynamik gerecht zu werden, haben wir die Beteiligten bei der Schlussredaktion im Sommer 2021 gebeten, in einem Epilog einen Blick auf die Geschehnisse seit dem Gespräch zu werfen.*

RAHEL EL-MAAWI — Es scheint, dass der feministische Streik 2019 so wie auch die #MeToo-Bewegung etwas bewirkt haben – Gleichstellungsfragen werden auch in der Schweiz breiter und akzeptierender diskutiert und es existiert ein gewachsenes Bewusstsein bezüglich Repräsentation. Auch die antirassistischen Kämpfe sind erstarkt und werden hierzulande nun endlich gehört und breit debattiert. Zu Beginn der Berichterstattungen zu Black Lives Matter im Mai 2020 war es jedoch erschreckend zu erfahren, wie unwissend die Medienschaffenden dem Thema gegenüberstanden. Da fragten weisse Journalist:innen: «Gibt es in der Schweiz Rassismus?» Als ob das eine Frage ist! Seit vielen Jahren thematisieren verschiedene Gruppen rassistische Diskriminierung. So waren wir Aktivist:innen – namentlich auch Bla\*Sh-Mitglieder – als Gesprächspartner:innen gefragt. In unzähligen Interviews diskutierten wir die Verbindung des Mords an George Floyd und der Proteste zum rassistischen System in der Schweiz. Im Hintergrund haben wir zudem Journalist:innen beraten, die noch wenig zum Thema Rassismus erarbeitet hatten. Wir sprachen uns ab und coachten uns gegenseitig. Es war essenziell, einen solchen Raum des gemeinsamen Denkens und Unterstützens zu haben. Es ist klar, ohne uns Aktivist:innen wäre die Berichterstattung eine andere gewesen. Es war eine ausserordentlich intensive Zeit, und alles ehrenamtlich, versteht sich.

Die rassismuskritische Bildung wird in der Schweiz weiterhin sehr zögerlich behandelt. Noch immer sind viel Abwehr und Widerstand erkennbar. Und doch bewegt sich etwas. Einzelne Städte wie Bern und Zürich begannen aufgrund von langjährigem Druck über ihre Verantwortung für eine antirassistische Praxis nachzudenken. Das manifestiert sich aktuell darin, dass Zürich bereit ist, rassistische Häusernamen und Wandgemälde zu entfernen. In Bern soll im Rahmen eines aktivistischen Kunstprojektes ein rassistisches Wandbild aus einem Schulhaus entfernt werden. Auch hier brauchte es sehr engagierte Aktivist:innen, die in unzähligen Stunden vorstellig wurden, Gespräche führten, Argumente sammelten, um das Thema wirklich auf die Agenda zu setzen.

Wir müssen weiterhin viel Energie reinstecken und uns verbünden, um in einem intersektionalen Sinn Gerechtigkeit zu erwirken. Ein Zitat von Natasha A. Kelly bringt es auf den Punkt: «Weisse Feminist:innen kämpfen für Lohngleichheit, Schwarze Feminist:innen dafür, überhaupt ans Bewerbungsgespräch eingeladen zu werden». – «Schwarz» können wir hier auch ergänzen mit *disabled* oder Trans, um dies als einen grösseren Kampf um Gerechtigkeit für *alle* zu verstehen.

ROHIT JAIN — Durch BLM hat sich in Bezug auf die Antirassismuarbeit, aber auch auf die Art, wie ich durch die Strassen gehe, schon einiges verändert. Ich war am 13. Juni mit meinen Kindern an der BLM-Demo auf dem Bundesplatz in Bern. Es war ausserordentlich zu erleben, wie sich trotz Corona-Lockdown mehrere Tausend Menschen versammelten. Was mich besonders beeindruckte war, dass andere Menschen gekommen waren als die *Usual Suspects* aus aktivistischen Kreisen. Viele junge BIPOC waren gekommen – auch von ausserhalb von Bern –, aber auch viele Migrant:innen der ersten Generation waren da, viele aus Ostafrika oder Sri Lanka, die sonst wenig an Demos zu sehen sind. Es war einfach die ganz normale (Migrations-)Bevölkerung, die sich angesprochen fühlte. Quasi all diese Leute, die wir in antirassistischen Projekten oder Events immer auch erreichen wollten – und was wir nie ganz schafften. Dies bestätigte meine Annahme, dass alle Menschen of Color und/oder mit Migrationshintergrund generell wissen, dass es Rassismus in der Schweiz gibt. Und es gibt mir Hoffnung, dass sie alle grundsätzlich bereit sind, aus dem Schatten der Gesellschaft hervorzutreten und sich für ihre Rechte und gegen Ungleichheit einzusetzen. Mit der Demo war etwas in Bewegung gekommen: bei ihnen, aber eben auch in der Dominanzgesellschaft. Es war ein massiver Akt des zivilen Ungehorsams, während des Lockdowns eine solche Demo zu organisieren und zu besuchen – und gleichzeitig pandemiebedingt Masken zu tragen und rücksichtsvoll zu handeln. Einer der Organisatoren, ein zwanzigjähriger somalischer Secondo, erzählte mir später lachend, dass sie die Polizei nur informiert hätten über die Demo, und nicht etwa, um eine Bewilligung einzuholen! Was für eine Chuzpe! So gesehen war die illegale Besetzung eines offiziellen Platzes eine machtvolle widerständische Intervention in die weisse Schweizer Öffentlichkeit. Wie schon während der Demos der Gastarbeiter:innen in den 1970er-Jahren bedeutete die BLM-Demo für die Dominanzgesellschaft die reale Begegnung mit einem «Anderen», das davor nur als Phantom und nicht als Subjekt, als nicht anerkannte Arbeitskraft oder als Diversitäts-Token existierte. In den darauffolgenden Tagen habe ich mehrmals bemerkt, wie Menschen mich leicht gebannt anschauten. Sie nahmen meine Hautfarbe wahr! Sie sahen ein Gegenüber, das zurückschaute. Und ja, sie schienen davor sogar ein wenig Angst zu haben.

Durch BLM hat sich zudem die Reichweite der Antirassismuarbeit massiv vergrössert und damit aber auch der Bedarf nach neuen Strukturen, Expertisen und Kompetenzen.

Wenn die Bewegung grösser wird, differenziert sie sich aus. Es kommen neue Player ins Spiel, es entstehen neue Einsätze und Ansätze – und dadurch auch Widersprüche oder Konflikte. Gerade deswegen ist immer noch viel Bildungsarbeit, Forschung, Kompetenzaufbau und Vernetzung nötig, um wirklich strukturelle und institutionelle Veränderungen und neue Ansätze von Racial Justice anzustossen. In dieser Frage wird sich dann auch zeigen, welche Partner:innen und Akteur:innen nur auf den BLM-Hype aufspringen, und welche die Gesellschaft und ihre Institutionen wirklich verändern wollen. Aber klar ist, dass die Veränderung unaufhaltsam ist und der öffentliche Raum

in der Schweiz weniger weiss ist als zuvor. Diesbezüglich und mit Blick auf die Fragen der Intersektionalität im ersten Teil des Gesprächs freut es mich zu sehen, dass in der Frauenbewegung rund um das 50. Jubiläum des Frauenstimmrechts 2021 der aktuelle Ausschluss der 25% Ausländer:innen kritisiert und deren Einschluss gefordert wird. Darin zeigt sich, wie sich in den aktuellen Netzwerken und Diskursen postmigrantische, antirassistische und feministische Ansätze breitenwirksam verbinden lassen.

FRANZISKA SCHUTZBACH – Für mich ist im Zuge der BLM-Proteste nochmal klar geworden, dass wir eine tiefgreifende Arbeit hin zu einer wahrhaft pluralen Gesellschaft machen müssen. Oder, mit Luce Irigaray gesprochen, geht es um die Frage, wie wir «Welt teilen», um die Frage, wie wir gemeinsam an der Welt teilhaben können. Was es braucht, ist die Bereitschaft, immer wieder neu zu fragen, wen wir wie bedenken, wem und welchen Kämpfen wir Rechnung tragen, wessen Handeln ermöglicht und wessen Handeln verunmöglicht wird. Wir müssen immer wieder neu fragen: Wer wird wie ein- oder ausgeschlossen? Von wem aus wird gedacht und gehandelt? Wir müssen fragen, wer überhaupt als ein «Wer» gelten kann und welches Leben wir als «lebenswert», als schützenswert oder als betrauernswert betrachten. Solche Fragen kamen im Zuge der Proteste nach dem Mord an George Floyd erneut glasklar an die Oberfläche.

Ich möchte dazu Juliet Bucher zitieren. Sie hat mit uns in unserem Buch über Schwarze Frauengeschichte in Biel gesprochen und einige wichtige Dinge zum Thema «Integration» formuliert. Da wurde mir nochmal klar, wie wichtig es ist, Konzepte des Miteinanders neu zu denken. Juliet Bucher kam 1996 aus Ghana in die Schweiz, im Gespräch sagt sie über die permanenten Integrationsanforderungen:

«Ich meine, es kann nicht nur um unsere Anpassung gehen. Auch die sogenannte Mehrheitsgesellschaft muss sich assimilieren, wir müssen uns alle aufeinander zubewegen. Wenn ich das Wort Integration höre, habe ich immer das Gefühl: Wir sind die Einzigen, die diese Arbeit leisten sollen. Aber in einer globalisierten Welt müssen sich alle dauernd integrieren. Wir alle müssen versuchen, einander besser zu verstehen. Das kann nicht nur in eine Richtung gehen und es kann nicht bedeuten, dass «wir» uns auf eine angeblich feststehende Schweizer Kultur einlassen, denn die gibt es ja nicht. Diese Schweizer Kultur wird auch dauernd beeinflusst, es gibt sie gar nicht ohne Einflüsse, ohne Interaktion. Sie verändert sich kontinuierlich. Ich denke, der Begriff Integration vermittelt eine falsche Vorstellung – als hätten die Leute, die hierherkommen, etwas zu lernen, das unveränderbar sei. Aber so ist es ja nicht, Kultur verändert sich beständig, und wenn Leute dazukommen, dann hat das einen Einfluss. Die sogenannte Schweizer Kultur ist geprägt von «uns». Das Wort Integration hat für uns, die dazukommen, nichts zu bieten. Es bedeutet, dass wir nicht davon ausgehen dürfen, dass jemand sich auch auf uns einlässt, sich dem annimmt, was wir mitbringen, was es auch von uns zu lernen gibt. Aber ich will nicht nur lernen, wie man Apfelschnitze macht, sondern ich will auch, dass jemand etwas von mir lernt. Integration ist ein Wort, mit dem eigentlich immer

gesagt wird: «Es ist nicht genug, du bist nicht genug. Du bist jetzt noch niemand, du bist erst dann jemand, wenn ...» Solange du dieses und jenes nicht machst, darf man sagen: «Geh wieder weg.» Integration ist ein Wort, um zu sagen: «Du machst Fehler, wir nicht.» Und man weiss nie, wann dieses Integrations-Ding eigentlich abgeschlossen ist, man hält uns damit ständig auf Trab. Es ist erschöpfend. Du kannst nie zu dir selber schauen, zu deiner Community, deine eigenen Visionen verfolgen, du wirst dauernd festgenagelt auf Integration.»<sup>5</sup>

TAREK NAGUIB – Für mich ist im Zuge – aber auch bereits im Vorfeld – der BLM-Bewegung etwas Disruptives passiert, über das ich froh bin, weil es ein *game changer* werden könnte. Im Zuge der #MeToo- und der BLM-Bewegungen hat sich der öffentliche, politische Raum von verschiedenen Rändern aus insofern massiv ausgeweitet, als Menschen in die Lage versetzt werden, sich gegen Diskriminierung auszusprechen. Wir lernen besser zu verstehen, was Rassismus, Sexismus, Heteronormativität, aber auch viele andere Formen der Ausgrenzung wie Ableism, Ageism mit uns als Menschen macht. Und dank der zunehmenden Debatte sind immer mehr Menschen und Institutionen dazu bereit, dies zu thematisieren.

Scheinbare Einzelfälle sexistischer Übergriffe in der Filmbranche oder der Mord an George Floyd öffneten durch Strassenproteste und Hashtag-Kampagnen Ventile, die Menschen global und auch in der Schweiz dazu bewegten, die Selbstverständlichkeit von rassistischer und sexistischer Ausgrenzung als ungerecht und verantwortungslos wahrzunehmen und dieser zu widersprechen.

Schon immer haben sich Menschen dazu geäussert und versucht, etwas dagegen zu unternehmen. Die – salopp gesagt – neuen, jüngeren Bewegungen jedoch stellen sich nicht zuletzt aufgrund der evidenten Fragilität des Westens immer mehr auch der eigenen Geschichte und versuchen diese im guten Sinne mitzuprägen. Sie sprechen sich gegen Ungleichheiten aus und versuchen, den Protest in die Gesellschaft zu tragen und zu popularisieren. Gelingt es, die Hindernisse und Widersprüche, die mit diesen Kämpfen um die Universalisierung von Gleichheit und um die Nachhaltigkeit der Produktion und Verwendung von Ressourcen einhergehen, auch auszuhalten; und gelingt es, die Gemeinsamkeiten und Interdependenzen in diesen Kämpfen zu stärken, dann sehe ich grosses Potenzial.

Ich bin zurzeit ziemlich optimistisch, dass wir in den aktuellen emanzipatorischen Debatten auf einem guten Weg sind, verschiedene Perspektiven miteinander zu verknüpfen und voneinander zu lernen. Seit der BLM-Bewegung wird auch in der feministischen Bewegung und in der Klimabewegung verstärkt über rassistische Ausschlüsse bzw. über Möglichkeiten intersektionaler Politiken gerungen. Denn letztlich sind «wir» doch alle darauf angewiesen, dass wir die politischen Kämpfe um die Universalisierung der Gleichheit pluralisieren.

5 Burke, Diarra, Schutzbach, *I Will Be Different Every Time*, a.a.O., S. 107.